Zeitschrift: Wechselwirkung : Technik Naturwissenschaft Gesellschaft
Herausgeber: Wechselwirkung
Band: 6 (1984)
Heft: 21

Artikel: Wissenschaftlerinnen in der DDR : eine Biologin berichtet
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-653048

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wissenschaftlerinnen in der DDR

Eine Biologin berichtet

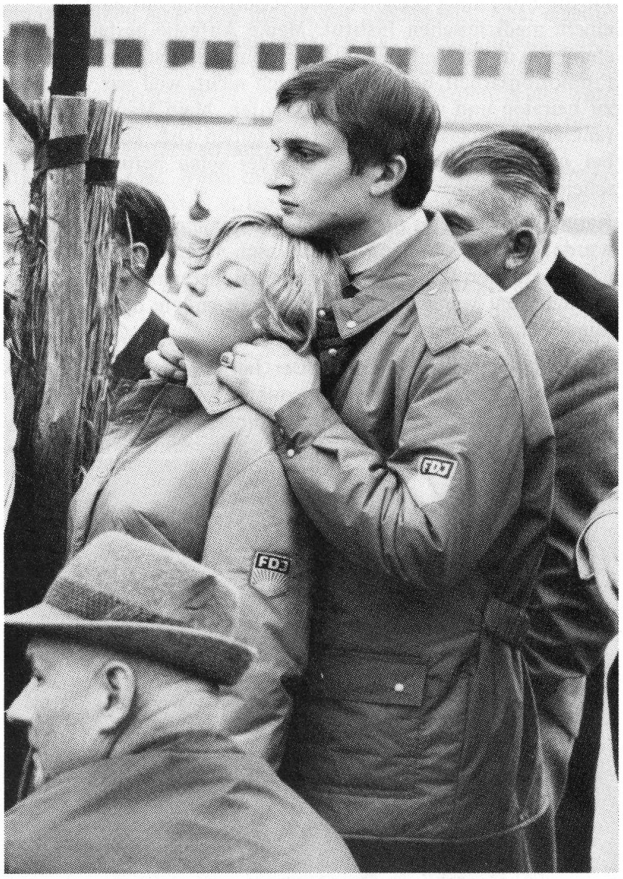
In WW Nr. 17, Mai 1983, erschien der Aufruf einer Berliner Physikerin und einer Journalistin, die zum Erfahrungsaustausch unter Naturwissenschaftlerinnen aufforderten. In Erfahrungsberichten und Sachbeiträgen sollten Frauen aus naturwissenschaftlichen Berufen ihren Werdegang schildern, von den spezifischen Schwierigkeiten in der Männerdomäne Naturwissenschaft berichten, Gedanken zu einer denkbaren weiblichen Naturwissenschaft und zum eigenen Selbstverständnis formulieren, mit dem Ziel, die gesammelten Arbeitsprodukte als Buch zu veröffentlichen. Unter den eingegangenen Beiträgen befand sich auch ein Brief von Frau M., die ihre Laufbahn als Biologin der DDR beschrieb. Um dem Vergleich mit den Erfahrungen von DDR-Naturwissenschaftlerinnen weiter nachgehen zu können, führten die vier Herausgeberinnen anschließend ein längeres Gespräch mit Frau M. Der Bericht und das Interview werden im folgenden leicht gekürzt vorabgedruckt. Die vollständigen Beiträge sind in dem Sammelband „Wider die Natur? – Frauen in Naturwissenschaft und Technik", herausgegeben von Sabine Berghahn, Kirsten Aaroe, Gabriela Schuchalter-Eicke und Beatrix Tappeser, das im Sommer 1984 bei Elefanten-Press, Berlin, erscheinen wird, enthalten.

M.: Vielleicht interessiert es Sie, auch etwas über Naturwissenschaftlerinnen in der DDR zu hören. Mein Abitur legte ich 1951 ab. In den letzten beiden Schuljahren verstand es unser alter Biologielehrer, mich für Biologie, insbesondere Pflanzenphysiologie, zu begeistern. Pflanzenkenntnisse, speziell über Heilpflanzen, hatte ich schon von meiner Großmutter vermittelt bekommen.

Es gab jedoch keinen Studienplatz für mich, weil ich kein Arbeiter- oder Bauernkind war und erst nach der Androhung, nicht zum Abitur zugelassen zu werden, in die FDJ eingetreten war und mich dann geweigert hatte, das FDJ-Hemd (für mich Uniform) anzuziehen. Daraufhin wurde beschlossen, daß meine Abiturnoten alle um eine Note herabzusetzen seien. Zum Glück haben nicht alle Lehrer da mitgemacht, sondern nur die, die in der Partei waren, und das waren damals noch nicht so viele. So habe ich insgesamt noch eine Zwei bekommen, mit einer Eins aber hätten sie mich sofort zum Studium zulassen müssen. Man muß bedenken, daß damals noch die Stalinära herrschte.

Bei einem Vortrag, den Professor M. hielt, erbat ich eine Audienz und fragte, ob eine Ausbildung zur technischen Assistentin im damaligen Institut für Kulturpflanzenforschung möglich wäre. Mein Biologielehrer schaltete sich ein, und die beiden Herren bestimmten, daß ich erst einmal ein Jahr als Praktikantin arbeiten sollte, danach würde es dann vielleicht einen Studienplatz für mich geben. Wir waren eine ganze Gruppe von Praktikanten, einer davon wurde später mein Mann. Wir lernten alle Abteilungen kennen, mußten Vorträge halten und hören; Benachteiligungen von Mädchen gab es nicht. Einen Studienplatz bekam ich – wie im Vorjahr – wieder nicht, obwohl ich von den Professoren mit guten Zeugnissen ausgestattet war. Als Walter Ulbricht kurz darauf auf irgendeinem ZK-Plenum der SED feststellte, daß die Chemie in der DDR auf Weltstand zu bringen sei, wurden u.a. an jeder Universität der DDR 300 Chemiker immatrikuliert. Glücklicherweise hatte ich als Endziel auf den umfangreichen Bewerbungsformularen immer Biochemie angegeben. So hatte ich Gelegenheit, mich nochmals zu bewerben, wurde angenommen und für Chemie nachimmatrikuliert. Während meines Studiums bekam ich damals 135,– M Stipendium, mein Zimmer kostete schon 35,– M und eine Bockwurst zwei Mark. Daran erinnere ich mich ganz genau, weil ich die so gerne aß.

Nach einem Semester gelang es mir, mit Hilfe eines ärztlichen Attestes zur Biologie zu wechseln. Allerdings hatte die Sache einen Pferdefuß: Der Abschluß sollte nicht wie bisher Diplom sein, sondern Staatsexamen, d.h. Oberstufenlehrer für Biologie. Ich konnte nur annehmen oder das Studium an den Nagel hängen. Also nahm ich an, war jedoch wild entschlossen, für das Diplom zu kämpfen. Ich war schon im Besitz der Lehrbefähigung, als das endlich gelang, d.h. ich hatte zusätzlich Pädagogik und Psychologie hören, hospitieren und unterrichten müssen. Glücklicherweise standen in einer Klasse der Bauplan der Fische, in einer anderen Algen auf dem Lehrplan. In Genetik hätte man den Schülern damals Lyssenkos* Lehren



Ohne FDJ-Hemd keinen Studienplatz

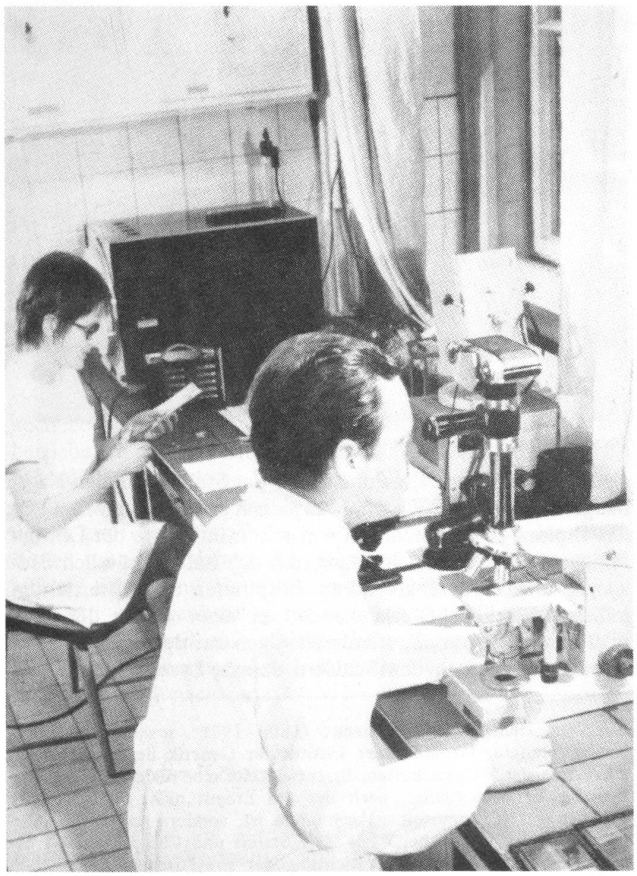
* Trofim Denissowitsch Lyssenko (1898–1976), sowjetischer Agrarbiologe, leitete das Moskauer Institut für Genetik der sowjetischen Akademie der Wissenschaften. Er entwickelte eine dialektisch-materialistische Vererbungslehre, nach der das Erbgut nicht an bestimmte Erbgutträger (Chromosomen) gebunden ist, sondern an den Organismus in seiner Gesamtheit. Zur Zeit Stalins und Chruschtschows bestimmte L. maßgeblich die Richtung der sowjetischen biologischen Forschung.

predigen müssen, an die kein ernsthafter Biologe in der Welt, einschließlich der DDR, glaubte und die inzwischen auch in der UdSSR „abgelegt" sind.
Zur Genehmigung, das Studium mit dem Diplom zu beenden, trug die Entscheidung des ZK der SED bei, den Aufbau einer leistungsfähigen Biochemie zu fördern. Da ein biochemisches Großpraktikum von Professoren aus G. gestaltet und an meinem Studienort gehalten wurde, bekam ich die Genehmigung zur Teilnahme. Kurz zuvor hatte ich noch ein recht ehrenhaftes Angebot, nach abgelegtem Staatsexamen bei Professor B. (Botanik) zu promovieren und dann eventuell als Assistentin bei ihm zu bleiben, also nicht in den Schuldienst zu müssen. Ich wählte die Biochemie.

Nach dem Diplom hatte ich vor, mir eine Stelle in der Industrie zu suchen. Meine Mentoren meinten jedoch, ich sei besser für die Forschung geeignet, und vermittelten mir eine Stelle in einem medizinischen Institut. Meine Aufgabe bestand im Testen bzw. in der Verbesserung von Schutzimpfstoffen. Um eine Promotionsarbeit bemühte ich mich nicht, weil wir vorhatten zu heiraten und uns Kinder wünschten. Mein Mann war Aspirant am Zoologischen Institut im selben Ort. Es war und ist bei uns selbstverständlich, daß jeder seine beruflichen Entscheidungen selbst trifft.

Natürlich dauerte es nicht lange, bis mir die Arbeit langweilig wurde. Wir schoben den Kinderwunsch noch etwas hinaus, und ich bat meinen Chef um ein Dissertationsthema. Er meinte, er verstünde zu wenig von Biochemie. Es endete damit, daß ich mir selbst ein Thema suchen sollte.

Man hatte damals, Ende der 50er Jahre, gerade herausgefunden, daß für eine bestimmte Biosynthese neben dem bekannten Stoffwechselweg über eine Aminosäure noch ein weiterer existieren mußte, nach dem man in einigen biochemischen Laboratorien der Welt nun fahndete. Der Nahrungsbedarf unserer Bakterien und Schwierigkeiten bei der Kultur, die damals auftraten, ließen mich vermuten, daß die Synthese bei unseren Bakterien eben nicht über die schon bekannte Aminosäure lief. Nach einigen Vorversuchen stellte ich meine Theorie sowohl meinem Chef als auch an meinem Studienort vor. Mein Schwiegervater, ebenfalls ein Naturwissenschaftler, war immer für alles sehr offen und begeisterungsfähig. Als ich das mit dem Syntheseweg als Thema für meine Doktorarbeit vorschlug, war er sofort davon fasziniert. Er sprach mit meinem späteren Doktorvater, zu dem ich dann auch noch ging. Der hielt aber offensichtlich nicht viel davon und sagte mir: *„Na ja, wenn Sie meinen, ich denke jedenfalls nicht, daß es so ist. Aber wenn ‚der Alte' es sagt, dann machen Sie mal!"* Ich bekam die Genehmigung zur Dissertation.


Frauen müssen besser sein, . . .

Die Versuche ergaben die Richtigkeit meiner Theorie, sollten aber, um international anerkannt zu werden, noch mit radioakiven Substanzen bestätigt werden. Ein junger Biochemiker bekam den Auftrag, diese radioaktiv markierte Aminosäure herzustellen. Dabei ergaben sich technische und finanzielle Schwierigkeiten, so daß die Substanz nach einem Jahr immer noch nicht zur Verfügung stand.
Da ich inzwischen 28 Jahre alt war, fanden wir es an der Zeit, endlich die geplante Familie zu gründen. Als ich im zweiten Monat schwanger war, wurden meinem Doktorvater von einem Frankfurter Professor einige radioaktive Substanzen angeboten, darunter die fehlende ^{14}C-markierte Aminosäure. Obwohl es streng untersagt war, als werdende Mutter mit radioaktiven Substanzen zu arbeiten, gab es für mich keinen Zweifel, die letzten bestätigenden Versuche durchzuführen. Zumal mir für die Arbeiten ein außerordentlich gutes Isotopenlabor zur Verfügung stand. Da die Bakterien recht langsam wachsen und die notwendigen Analysen wegen der Kostbarkeit und für uns Einmaligkeit der Substanz außerordentlich sorgfältig zu geschehen hatten, zog sich die Sache doch so in die Länge, daß mein Zustand eigentlich nicht mehr zu verbergen war.
Alle Kollegen hatten jedoch ein Einsehen und drückten alle Augen zu, wie sie mir später lächelnd erzählten. Die Sache drängte inzwischen auch aus einem anderen Grunde: In einem amerikanischen Labor war man dem neuen Biosyntheseweg auch auf der Spur. Mit einer Kurzmitteilung in einer Zeitschrift gewannen wir den Wettlauf.
Da die Wohnungssituation am Ort für uns hoffnungslos war und mein Mann inzwischen woanders arbeitete, kündigte ich. Nach Einrichtung unserer Wohnung in der Provinz und mitten im Wald brachte ich unsere erste Tochter zur Welt, genoß als Biologin das Wunder der Geburt und der ersten Entwicklung und schrieb erst danach in aller Ruhe die Dissertation und eine ausführlichere Veröffentlichung zusammen. Unsere zweite Tochter wurde ein Jahr nach meiner Promotion geboren. Da damals nur ein Schwangerschaftsurlaub von vier Wochen vor und acht Wochen nach der Geburt gewährt wurde, hatte ich mich vorerst nicht um eine neue Stelle beworben. Das erwies sich später als recht schwierig und gelang uns erst mit Hilfe meines Schwiegervaters.
Natürlich war ich in der Zwischenzeit nicht nur als Hausfrau tätig, sondern besuchte oder hielt Vorträge, verfolgte die Arbeiten meines Mannes, brachte auch mal eine botanische Korrektur an – das alles aber blieb unbefriedigend. Fünf Jahre später begann ich, „verkürzt" in einem medizinischen Forschungslabor zu arbeiten. Das bedeutete für fast zehn Jahre Wochenendehe: Mein Mann arbeitet erst seit einigen Jahren auch hier. Die Kinder lebten in der Schulzeit an meinem Arbeitsplatz und in der Ferienzeit in unserer Wohnung bei

meinem Mann. Meine beiden Töchter und ich waren zunächst in einer Laube untergekommen, erst nach drei Jahren glückte es uns, ein altes, reparaturbedürftiges Haus zu kaufen.

Das alles war schwierig und zeitaufwendig, so daß ich erst jetzt daran denken kann, wieder voll im Beruf zu arbeiten. Als „verkürzt" arbeitende Wissenschaftlerin mußte ich meist abseits liegende Themen bearbeiten und konnte die Ideen, die ich hatte, kaum verwirklichen. Das lag aber auch daran, daß molekularbiologische Arbeiten immer teurer wurden und werden. Natürlich habe ich noch einige wenige Veröffentlichungen vorzuweisen, konnte an Tagungen teilnehmen und mich zum „Fachbiologen für Medizin" qualifzieren.

Der Beruf machte mir weiterhin Freude. Man nimmt ihn als Frau wohl nicht ganz so ausschließlich wichtig wie manche Männer. Vielleicht hat man bei der leidigen Hausarbeit mehr Zeit zum Nachdenken darüber, wohin die Anwendung naturwissenschaftlicher und technischer Erkenntnisse die Menschheit gebracht hat. Oder man hat als Frau durch die Anstrengungen einer Geburt und der Kindererziehung andere Werte?

Frage: Das ist auch eine Frage, die wir immer wieder Naturwissenschaftlerinnen stellen. Gibt es eine spezifisch weibliche Naturwissenschaft?

M.: So direkt würde ich das nicht sagen. Es gibt mehrere verschiedene Positionen in der Herangehensweise und in der Einschätzung, von denen ich aber glaube, daß einige davon sicher bevorzugt von Frauen vertreten werden.

Frage: Glauben Sie, daß die Frauen durch ihren Beruf in ihrem Verhalten beeinflußt, verändert werden? Oder umgekehrt durch ihr Verhalten etwas beeinflussen bzw. verändern können?

M.: Ja und nein, nehmen wir z.B. Frau Thatcher, sie ist wie ein Mann aus Stahl, sie macht im Grunde nichts anders, daher hat sie ihren Namen – „die eiserne Lady". Auf so etwas können wir verzichten, das bringt uns nicht weiter. Ich kenne aber auch zwei Frauen in leitenden Positionen hier im Institut, die dabei trotzdem Frauen geblieben sind. Das wäre sicher für Sie sehr interessant, mit denen zu sprechen. Aber die kann ich nicht so ohne weiteres fragen, die sind beide in der Partei, da weiß man nie so genau das Risiko einzuschätzen. Nehmen wir die eine, sie ist verheiratet und hat Kinder. Es ist alles ihr Erfolg im Beruf, sie hat das geschafft. Ihr Mann war da nicht so erfolgreich. Er hatte zunächst noch keine Professur, bekam dann aber auch eine. Weil sie Professorin war, wurde er es auch. Nicht, weil er so qualifiziert war, im Gegenteil – in Diskussionen warten wir eigentlich immer darauf, daß er mal wieder so eine richtig dumme Frage stellt. Aber das mußte wohl so sein. Stellen Sie sich doch mal den umgekehrten Fall vor: Nur weil der Mann so erfolgreich im Beruf ist, bekommt seine Frau dann auch automatisch eine Professur. So etwas gäbe es doch gar nicht, das wäre doch unvorstellbar.

Frage: Sie glauben also auch, daß es zutrifft, daß eine Frau immer besser sein muß als ein Mann?

M.: Ja, sie muß besser sein, und um in wirklich leitende Positionen zu kommen, muß sie auch in der Partei sein. Nehmen Sie Frau A., sie ist Kriegerwitwe und hat eine Tochter. Sie hat ihr Studium erst nach dem Krieg gemacht und in leitender Position gearbeitet, nur wurde ihr dabei nahegelegt, in die Partei einzutreten. Ich glaube, sie hat es dann auch gemacht, das weiß ich aber nicht so genau, das spielt zwischen uns keine Rolle. Das ist bei ihr anders als bei der vorhin erwähnten Frau aus dem Institut. Die steht da auch voll dahinter.

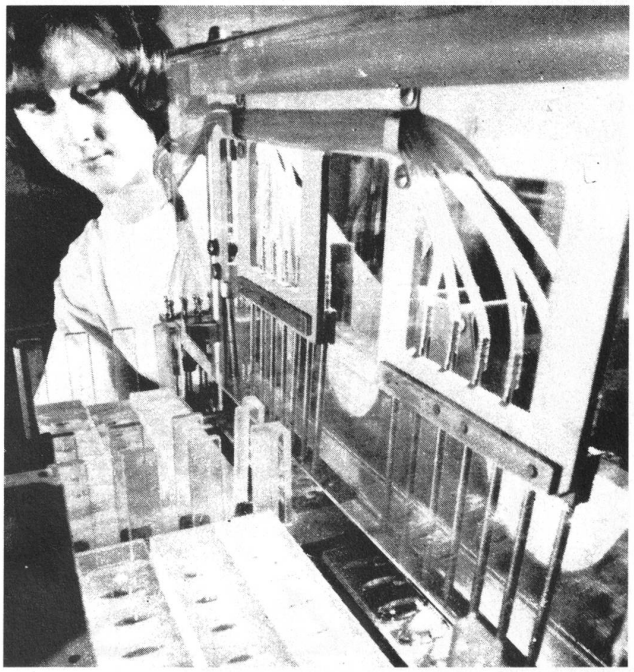
Frage: Sind Sie als Frau in Ihrem Beruf diskriminiert worden?

M.: So direkt kann man das nicht sagen. Offiziell geht das ja auch gar nicht, wir haben doch die Beschlüsse des ZK über die Konvention zur Beseitigung der Diskriminierung der Frau. Aber es sind so viele kleine Dinge. Nehmen Sie diese „GV-4-Verteidigung". Da muß ein Forschungsvorhaben vor einem Gutachter-Gremium vorgestellt werden. Es wird dann beurteilt, ob es sich dabei um etwas auf Weltniveau handelt bzw. ob es zumindest den Weltstandard in diesem Bereich mitbeeinflußt. Es ging einmal um eine elektronenmikroskopische Arbeit über ein Virus. Darüber hatte ich früher schon gearbeitet, deshalb hätte ich dabei auch Gutachter sein müssen. Aber das ganze Gremium bestand mit einer Ausnahme nur aus Männern. So wurde mein Abteilungsleiter dazu genommen, obwohl er nie auf diesem Gebiet gearbeitet hatte; die beiden „papers" dazu hatte ich gemacht. Zwei der Gutachter hätten meine Söhne sein können, der eine davon war gerade erst promoviert, er hatte noch nicht einmal das Zeugnis und durfte offiziell auch noch gar nicht seinen Titel führen. Die beiden fühlten sich jedenfalls ziemlich unwohl in ihrer Haut, obwohl es natürlich auch eine Ehre für sie war dabeizusein. Aber eigentlich von der Erfahrung her hätte ich das machen müssen. Man erwartete natürlich, daß ich dabei bin. Nur offiziell war ich eben nicht Gutachter, obwohl es doch mein Arbeitsgebiet war. So etwas passiert. Man müßte da im Grunde nachfragen, warum, und es nicht einfach so laufen lassen.

Aber so ist das: Wenn man noch jünger ist und die Kinder noch klein sind, ist man froh, wenn die einen in Ruhe lassen. Da hat man genug anderes um die Ohren, und man muß auch oft einfach ablehnen, weil man es nicht schaffen kann. So etwas setzt sich dann aber fest. Das ist vielleicht gar kein böser Wille, nur es wird ebenso gespeichert: Die kann ja nicht!

Frage: Wie vereinbart sich überhaupt die Mutterrolle mit dem Beruf?

M.: Ich arbeite immer noch „verkürzt", das ist etwas mehr als eine Halbtagsstelle. Bei uns geht das. In der UdSSR dürfen Wissenschaftlerinnen überhaupt nicht „verkürzt" arbeiten. Die müssen dann die Kinder zu den Großmüttern, Tanten, in die Krippe oder in den Kindergarten geben. Bei uns ist das mit den Krippen- und Kindergartenplätzen aber auch nicht so einfach. In die großen Neubaugebiete ziehen hauptsächlich Leute mit Kindern ein oder solche, die nur auf eine entsprechende Wohnung gewartet haben, um sich nun auch endlich Kinder anschaffen zu können. Dadurch gibt es einen regelrechten



... um in leitende Positionen zu kommen.

Babyboom in so einem Gebiet. Die vorhandenen Krippen- und Kindergartenplätze reichen in der Regel dann gar nicht aus.

Frage: Haben Sie eigentlich der Kinder wegen Ihre Berufstätigkeit unterbrochen?

M.: Geld alleine macht auch nicht glücklich; ich habe ständig an einem Ort und mein Mann an einem anderen gearbeitet, das war uns auf die Dauer nichts. Da habe ich einfach gekündigt und bin sechs Jahre ganz zu Hause geblieben. Auch wollte ich nach den beiden Mädchen ein drittes Kind. Ich hätte gern noch einen Jungen gehabt. Aber während der Schwangerschaft hatte ich Keuchhusten, da ist das Kind erstickt. Zwei Monate hatte ich das tote Kind in mir gehabt. Da hing mein Leben wirklich nur noch an einem seidenen Faden.
Später wollte ich draußen in der Provinz bei meinem Mann anfangen, aber da hat er gesagt: „Ach, nein!" Die Kinder waren ja auch so musikalisch, da mußte ich mich doch drum kümmern. Immer, wenn sie geübt haben, habe ich dabei gesessen und sie zur Musikschule gebracht und sie dort abgeholt. Nur durch meinen Schwiegervater war es dann möglich, eine Stelle hier in der Stadt zu bekommen. Daß ich damit so viele Schwierigkeiten hatte, lag weniger daran, daß ich eine Frau war, sondern eher daran, daß ich nicht in der Partei war.

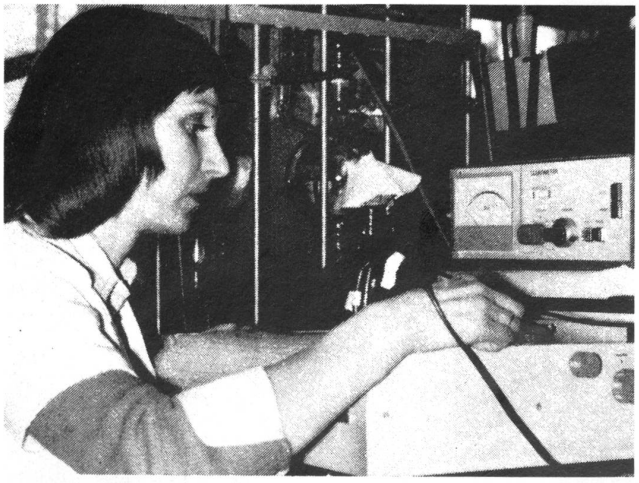
Frage: Wenn Ihre Kinder mal krank wurden, was haben Sie dann gemacht?

M.: Als ich arbeitete, bin ich nur einmal wegen Krankheit meiner Tochter zu Hause geblieben. Unsere Jüngste war im Kindergarten, da hatte sie die Windpocken. Im Kindergarten ging gerade Scharlach um. Ich dachte, daß es besser wäre, wenn sie und ich dann auch zu Hause blieben, damit sie sich nicht doppelt infiziert. Da hat sich die Sekretärin im Institut mächtig aufgeregt. Mein Chef hat aber nichts gesagt, der dachte sich schon, daß ich, wenn ich zu Hause bleibe, sicher meine Gründe dafür haben werde. Aber ich bin nicht so typisch, da ich ja „verkürzt" arbeite. Eine Bekannte von mir ist sicher ein viel besseres Beispiel. Sie arbeitet in der Chemie. Sie hat dort eine leitende Position, und sie hat immer voll gearbeitet, obwohl sie drei Kinder hat. Eins davon hat Leukämie gehabt und mußte viel zum Arzt gebracht werden, während der Chemotherapie. Das hat sie dann gemacht, aber auch ihr Mann. Es ist jetzt nämlich möglich, daß der Mann teilzeitarbeiten kann. Auch er kann das Baby-Jahr nehmen, wenn er will.

Frage: Wie ist das denn dann mit den Bezügen?

M.: Beim ersten Kind bekommt man nichts, beim zweiten Kind bekommt man einen kleinen Zuschuß.

Frage: Und wovon lebt man während dieser Zeit?



Molekularbiologie im Zentralinstitut . . .

M.: Nun, man hält sich mit Erspartem über Wasser, oder einer der Partner finanziert während dieser Zeit alleine die Familie. Man kann sich ja auch mal etwas einschränken und das Auto abmelden oder etwas Ähnliches. Das geht schon irgendwie, wenn das Kind nicht aus heiterem Himmel über einen kommt. Außerdem bleibt einem ja die Stelle erhalten, und man hat sie danach wieder garantiert. Diese ganzen Beschlüsse dazu sind aber noch relativ neu. Das muß so 1981/82 gewesen sein.

Frage: Wird das denn von den Männern in Anspruch genommen?

M.: Na ja, nicht so sehr. Das muß erst einmal anlaufen, das ist noch so neu. Außerdem ist es für die Männer auch ungewohnt. Aber bei meinem Mann im Betrieb ist es schon vorgekommen, daß die Frau gerade promovierte und in der Zeit der Mann zu Hause blieb. Die Chefs waren natürlich erstmal sauer, aber da muß man sich auf die Hinterbeine stellen. Dann geht es schon. Ob es allerdings, wenn es öfter vorkommt, auf die Karriere drückt, weiß ich nicht. Meistens arbeitet die Frau eben dann doch teilzeit.

Frage: Und Ihre Töchter, sind die auch naturwissenschaftlich orientiert?

M.: Die Jüngere war zumindest für Zoologie sehr begabt und auch daran interessiert, aber da haben wir versäumt, uns darum zu kümmern. Außerdem haben die Kinder auch mitgehört, wenn wir uns hier über die Arbeit unterhalten haben. Sie haben wohl gemerkt, daß wir nicht vollkommen glücklich damit sind. Insbesondere mein Mann hatte zu der Zeit große Schwierigkeiten mit einigen seiner Kollegen. Da dachten sie sicher: Das machen wir später bestimmt nicht. Unsere Ältere studiert heute Kirchenmusik und ist glücklich, obwohl sie viele Begabungen hatte und verschiedene andere Interessen. Sie ist auch an Mathematik und vergleichender Sprachwissenschaft interessiert gewesen. Aber als sie erfuhr, daß sie dann alle Westkontakte abbrechen muß und mit Mathematik vielleicht in einer Fabrik landet, wo sie irgendwelche Rechnungen zu machen hat, da entschied sie sich für die Musik. Die Jüngere studiert jetzt Theologie an der Hochschule, nicht bei der Kirche direkt.

Frage: Wie kommt es denn, daß auch hier die Biologen und Biologinnen so schwer zu vermitteln sind?

M.: Es kommt selten vor, daß man direkt eine Stelle angeboten bekommt oder „angefordert" wird. Man arbeitet dort, wo man gerade etwas gefunden hat, auch wenn es nicht genau das Arbeitsgebiet ist, was einen interessiert. Biologen sind dabei besonders schwer vermittelbar. Als ich noch in J. war, da hätte ich gar nicht wechseln können, ich hätte einfach nichts bekommen. Wenn Stellen zu besetzen sind, werden ohnehin zuerst die Leute in der Partei berücksichtigt und dann die ganz normalen Leute.
Im allgemeinen wird hier schon versucht, den Bedarf an Biologen bei der Zulassung zu berücksichtigen. Aber nehmen Sie den Lehrstuhl für Molekularbiologie: Als der eingerichtet wurde, gab es natürlich auch die entsprechenden Zulassungen für Studenten der Molekularbiologie. Nun ist aber diese Forschung gerade sehr teuer, weil dazu Feinchemikalien benötigt werden. Früher wurden diese Feinchemikalien hier in der DDR hergestellt. Wir sind aber ein kleines Land und haben nicht so viele Mittel. Außerdem werden wir auch noch von den anderen ausgepowert. So wurde die Feinchemikalienproduktion auf den ganzen RGW verteilt. Ungarn stellt heute die ganzen Aminosäureverbindungen her, die sie uns dann wieder gegen teure Devisen verkaufen. Da die Einfuhr für uns und damit die gesamte Forschung verteuert wird, werden eben die Studentenzahlen wieder gesenkt. Aber die in der Molekularbiologie ausgebildeten Leute brauchen natürlich später auch einen Arbeitsplatz, und da die Forschung aus Geldmangel beschränkt wird,

gehören sie dann zu den „Nicht-Vermittelbaren"., also den Arbeitslosen.

Frage: Wie schätzen Sie die Gentechnologie ein? Glauben Sie, daß es einen frauenspezifischen Standpunkt in diesem Zusammenhang gibt?

M.: Soweit ich das von unserem Institut aus beurteilen kann, glaube ich nicht, daß es dabei einen frauenspezifischen Standpunkt gibt. Im allgemeinen denke ich, daß die Diskussion hier und in der BRD ganz ähnlich geführt wird und wir vor den gleichen Problemen stehen. Aber die Kollegen, die auf diesem Gebeit arbeiten, sind sehr verantwortungsbewußt; sie sind nicht so wild auf irgendwelche Karrieren, wie das bei Ihnen vielleicht manchmal der Fall ist. Ich würde aber eher von einer Altersgrenze sprechen, die das Verhalten beeinflußt. Die Älteren sind dann noch vorsichtiger, aber das, was wir machen, ist im Grunde alles noch zu rechtfertigen. Vielleicht sind bei den jüngeren Leuten Frauen kritischer als Männer.

Frage: Wie ist denn die Forschung hier global einzuordnen?

M.: Wir hinken immer etwas hinterher, das liegt eben an den nicht vorhandenen Mitteln. Manchmal sind wir aber auch ganz vorne. Da sind wir schon vom Objekt her originär und dadurch ganz oben in der Forschung. Oder diese Krebsdatei, das haben andere auch nicht in dieser Art.

Frage: Das wäre auch bei uns gleich wieder schwierig wegen das Datenschutzes.

M.: Ja, solche Probleme haben wir hier natürlich nicht. Das kommt eben von oben und wird so gemacht und damit basta. Wenn es von oben kommt, dann ist es auch gut, da fragt niemand nach Datenschutz.

Frage: Wieviele Frauen arbeiten denn nun in Ihrem Bereich des Instituts in der Forschung?

M.: Insgesamt sind wir hier sieben Frauen und sieben Männer. Unser Chef ist natürlich ein Mann. Die Abteilungsleiter sind auch alle Männer, Frauen haben maximal Laborleiterfunktion. Das ist aber nicht überall so. Bei uns sind es noch verhältnismäßig viele Frauen. Das liegt daran, daß wir mit Gewebekulturen arbeiten. Dabei gibt es seit je eine Menge Frauen. Das ist mir schon immer aufgefallen, daß dort sehr viele Frauen arbeiten.

Frage: Woran, glauben Sie, liegt denn das?

M.: Das weiß ich auch nicht so genau, aber es ist so.

Das könnte sicher daran liegen, daß es in diesem Bereich auf sehr präzises Arbeiten ankommt mit viel Routinemäßigkeit, die von Frauen speziell sehr gut erbracht wird. Da muß steril gearbeitet werden, Nährmedien müssen angesetzt werden etc. Alles etwas, das viel Sorgfalt erfordert. So etwas machen die Frauen doch häufig, das ist ihr Gebiet.

Frage: Was wird denn in den anderen Bereichen so geforscht?

M.: Wir müssen sehr viele Projekte laufen lassen, nur um Westgeld zu erarbeiten.

Frage: Was heißt das?

M.: Nun, es soll etwas produziert werden, was in den Westen gegen Devisen verkauft werden kann. Da das aber relativ selten der Fall ist, geht es auch, wenn man etwas herstellt, was sonst gegen Devisen aus dem Westen hätte eingeführt werden müssen.

Frage: Es sind also bei Ihnen hier in der Regel auch die Männer, die die Karriere machen, die die leitenden Positionen haben?

M.: Auch Männer, wenn sie nicht in der Partei sind, können hier nur unter besonders glücklichen Umständen Karriere machen. Bei Frauen kenne ich keine, die eine leitende Position erreicht hat, ohne in der Partei zu sein. Sie sind alle drin. Der Druck ist schon ziemlich stark. Es ist aber nicht so, daß Männer an diesen Druck automatisch mehr angepaßt sind. Mein Mann hat dann einfach aufgegeben, resigniert. Er ist nicht in die Partei eingetreten und hat sich mit seiner Position abgefunden.

Wir könnten als Frauen hier auch mehr erreichen, wenn wir das nicht alles so mitmachen würden. Frauen in der UdSSR tun dies schon, auch die jüngeren Frauen hier tun es schon. Aber wir älteren sind da zurückhaltender. Wir haben unsere Einstellung noch nicht geändert, wir hängen noch viel zu sehr in diesen Vorstellungen, der Mann als Ernährer etc. Frauen würden sicher, wenn sie in der Politik an leitenden Stellen säßen, bestimmte Dinge anders machen, insbesondere bezüglich Frieden, Rüstung und Umweltschutz. Frauen, die ein Kind geboren haben, sind dabei so direkt mit der Entstehung von Leben konfrontiert worden, das muß ihre Haltung beeinflussen. Deshalb würden sie sicher in diesen Punkten ganz anders entscheiden. Wir halten uns nur zu sehr zurück. Deshalb wird Abhilfe wohl vorerst nur über die Kindererziehung möglich sein. Dies wird wahrscheinlich zuerst von der sogenannten Intelligenzschicht ausgehen, dabei gibt es sicher keinen Unterschied in der BRD und in der DDR. Es ist aber ein langsamer Prozeß, und die Masse ist in diesem Punkt viel schwieriger zu beeinflussen.

Frage: Und in der Naturwissenschaft, glauben Sie, daß eine weibliche Sicht der Dinge etwas verändern würde am Gang der Forschung?

M.: Ich glaube, man sieht es zunächst rein naturwissenschaftlich. Auf diese Weise kommt man zu einer Problemlösung. Erst später wird dann danach gefragt, wohin diese Ergebnisse führen. In der Berufsebene sind wir noch ganz in den alten Rollen. Während zu Hause – in den guten Ehen, die ich kenne –, da sind wir doch alle Emanzen! Da geht es eben schon wirklich partnerschaftlich zu.

. . . der Akademie der Wissenschaften in Berlin (DDR)